

Einen ehrenvollen Ruf nach Berlin (auf den Lehrstuhl Erich Schmidts) hat Gundolf 1920 abgelehnt, – nicht nur weil er der „himmelstinkende[n] Scheusslichkeit Berlins“ entgegen wollte, sondern auch den „Pogromradau [fürchte], der jetzt alle Hörsäle von Juden füllt beim geringsten Anlass, selbst den des Weltruhmphysikers Einstein.“ (G/G, S. 340).

George witterte bei dieser Absage Gundolfs eine gewisse „pfründerstimmung“ (G/G, S. 390). Er hätte seinen ‚Jünger‘ gerne auf einem erweiterten kulturpolitischen Forum agieren gesehen. Aber die Zeiten hatten sich gewandelt. Sie waren auch in Heidelberg unruhiger geworden, wie die Fälle Gumbel und Lenard zeigen. Dazu hatte Gundolfs Bindung an George – vor allem aus privaten Gründen – Risse bekommen. Sie waren nicht dauerhaft zu kitten, wenngleich Gundolf auch weiterhin für den Ruhm seines ‚Meisters‘ wirkte und sich bemühte, dem „lebendigen Geist“ zu dienen. Als bedeutendster Literaturvermittler und Programmattaker der ‚Geistes‘-Geschichte in den zwanziger Jahren blieb Gundolf Heidelberg verbunden bis zu seinem Tod am 12. Juli 1931. Es war der Geburtstag Stefan Georges, der sein Lebensschicksal bestimmt hatte. Ihm dauerhaft verpflichtet, – und doch mit deutlicher Distanz – schrieb Gundolf am 15.12.1929 in sein Tagebuch (G/G, S. 388):

Meine Jugend war gelenkt
Dampf, dann willig von dem Meister
Bis ein Stärkerer mich entränkt:
Wahrer schreit ich, als verwaister,
Ohne stab geleis und strang
Wissend nur noch Gott und Liebe
Durch das schlündernde geschleibe
Den vom tod gewissen gang.

Friedrich Gundolf – Aristokratie des Geistes

Karol Sauerland

Als Friedrich Gundolf 1931 starb, veröffentlichte der große Polnische Germanist Zygmund Kempicki – in Deutschland unter Sigmund von Kempicki bekannt – einen dreizehnseitigen Nachruf auf ihn.¹ Mit ihm sei, schrieb er, ein auch außerhalb der Fachwelt geschätzter Literaturhistoriker von uns gegangen, der nicht nur in Deutschland, sondern ebenfalls im Ausland bekannt war. Er habe wahren Ruhm erworben, nicht Popularität, die ja viel leichter zu erlangen sei. Als recht einmalig empfand Kempicki daß Gundolf der traditionsreichen Universität Heidelberg treu geblieben ist, obwohl er in Berlin die Nachfolge von Erich Schmidt hätte antreten können. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß Gundolf dieses Angebot abgelehnt hatte, weil er *offenen und dumpfen Widerstand, unterirdische Gehässigkeit und Kleingeisterei* befürchtete, denn die *Gesamtatmosphäre* an der Berliner Fakultät sei gegen ihn eingestellt, ihm würde *die saubere Luft*² verdorben werden, die er zum Schaffen brauche und die ihm, wie er 1920 bekannte, Heidelberg bewahre. Kempicki betont in seinem Nachruf, aus dem In- und Ausland seien Hörer zu Gundolf gekommen. Sie wollten es sich nicht nehmen lassen, ihn aus der Nähe zu erleben. Gundolf habe um die Autonomie der Literaturgeschichte, ihre methodologische Selbstständigkeit gerungen, ohne jedoch besondere wissenschaftstheoretische Studien zu verfassen. Die Spezifik der Literaturwissenschaft sollte sich in der Art der Darstellung, in dem unverwechselbaren Stil manifestieren. Ihm lag daher – im

¹ In Neofitolog II, 1931, H. 4/5, S. 170-183, wiedergebdruckt in: *Zygmunt Kempicki, Wybot Pism*, Bd. II, Warszawa 1966, S. 467-479.

² Vgl. G. Müller, 1991, S. 352.

Gegensatz zu anderen deutschen Professoren – nicht daran, eine Schule zu gründen. Kempicki endet seinen Nachruf mit dem Gedanken, Gundolf habe das Individuum nicht als Produkt äußerer Bedingungen verstanden, sondern als Konzentrationpunkte geistiger Energie, die seine Werke ausstrahlen. Kempicki scheint in Gundolfs Schriften, vor allem im Cäsar, *Shakespeare und der deutsche Geist* und dem Goethe-Buch, das verwirklicht zu sehen, was sonst nur – wie er in seinem kurzen deutschsprachigen Referat *Literaturbewegung und Literaturbetrachtung* 1933 entwickeln sollte – das literarische Werk zu bieten vermäge: ein Träger geistiger Energien zu sein, die das geistige Leben immer wieder zu beleben vermögen. Es ist eine Idee, welche uns an Herder und Humboldt erinnern läßt, an ihre Ansicht, daß das Geschaffene nicht als ergon, sondern als *energeia* anzusehen sei.

Kempicki spürte wahrscheinlich deswegen eine so große Nähe zu Gundolf, weil er selber über die Fachwelt hinaus zu wirken suchte und so wie dieser nicht von der Gründung einer eigenen Schule träumte. Auch sah er sich selber und seine Studien als Energie ausstrahlende Zentren an. Kempicki unterschied sich natürlich in vieler Hinsicht von Gundolf, insbesondere von dessen Schreib- und Lebensweise. Er nahm unmittelbarer als dieser am kulturellen und geistigen Leben Polens und insbesondere Warschaus teil und scheute sich auch nicht vor politischem Engagement. Dieses fiel jedoch in die Zeit der dreißiger Jahre, als er in einem polnischen Aufsatz in Analogie zum Kriegskommunismus den deutschen Faschismus mit dem Begriff Kriegskapitalismus umschrieb.³

³ Vgl. hierzu die diesbezügliche Darstellung in *meinem* Aufsatz *Zygmunt Kempicki*, in: *Deutsch-Polnisches Jahrbuch der Germanistik* 1993, S. 144 f., sowie „Zygmunt Kempicki – der große polnische Germanist der Vorkriegszeit“, in: *Deutsch-polnische Universitätstage*, Mainz 1989, S. 50-59.

Ich erwähne hier Kempicki, weil ich nicht vergessen kann, wie einmal eine deutsche Gundolfkennnerin meinte, uns in Polen in einfachsten Worten sagen zu müssen, wer dieser Heidelberger Professor überhaupt gewesen sei. Ich hätte ihr am liebsten erklärt, was einmal Kempicki für die Germanistik – nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland – bedeutet hatte. Aber ich wollte nicht mit gleicher Münze heimzahlen. Ich selber war in meinem Buch über Diltheys Erlebnisbegriff, das Walter de Gruyter 1972 herausgebracht hatte, in einem Kapitel über das Fortwirken des Erlebnisbegriffes auf Gundolfs Begriffe Bildungs- und Unerlebnis eingegangen. Ich gab Kempicki Recht, daß Gundolf ohne Dilthey nicht denkbar sei, unterstrich jedoch, daß das, was er von ihm übernahm, seinen ursprünglichen Gehalt verloren hatte. Die Nähe zu Dilthey, welcher sich noch kurz vor seinem Tode so anerkennend über das Buch *Shakespeare und der deutsche Geist* geäußert hatte, sei nur eine scheinbare. Der größte Unterschied läge darin, fand ich, daß Dilthey nicht bei der Behauptung stehen bleibe, die Methode ergäbe sich aus dem Erlebnis des Interpreten. Zwar sei die Auslegung ein Werk persönlicher Kunst und bedingt durch die Genialität des Auslegers, da jedoch

die Genialität so selten ist, Auslegung aber auch von minder Begabten gelernt sein muß,
sei es notwendig.

daß die Kunst der genialen Interpretation in den Regeln festgehalten wird, wie sie in ihrer Methode enthalten sind oder wie sie diese sich selber zum Bewußtsein gemacht haben. Denn jede Kunst verfeinert und erhöht sich in ihrer Handhabung, wenn es gelingt, das Lebensresultat des Künstlers in irgendeiner Form den Nachfolgern zu überliefern [...] die Kürze des Lebens fordert eine Abkürzung des Wegs durch die Festlegung gefundener Methoden und der in ihnen geübten Regeln.⁴

⁴ *Wilhelm Dilthey*, Gesammelte Schriften, Bd. V, Göttingen 1924, S. 332.

Gundolfs Auffassung, das Werk sei Ausdruck des Lebens des Dichters, insofern es ein Sich-Ausdrücken ist, so daß wir zu dessen Leben nur über die Werke vordringen können, reflektierte ich damals nicht weiter. Ich hing zu sehr Überlegungen nach, wie sich der Marxismus in vernünftiger Weise, d.h. nicht durch einfache Verwerfung, überwinden ließe und ob sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der deutschen Literaturwissenschaft Ansätze zu phänomenologischen und strukturalistischen Methoden erkennen lassen. Erst als ich vor einiger Zeit wieder mit Gundolfs Schriften in einem literaturtheoretischen Seminar zu tun hatte, wurde mir klar, daß man ihn mit der Schreibmetapher wenigstens zum Teil methodisch erfassen kann. Gundolf spricht vom Dichter als dem Formenden. Nur was Form, Gestalt geworden ist, zeugt vom Leben des Dichters, ja *ist* das Leben des Dichters. In die Schreibmetapher übersetzt, müßte man sagen, das Leben des Dichters als Dichter ist Schreiben, ein Weiterschreiben des von anderen und ihm selbst Geschriebenen, dessen Über- und Umschreiben. Der Dichter erlebt weniger schon immer gestaltend, wie es um die Jahrhundertwende hieß, sondern er ist ein schon immer schreibender. Es schreibt sich in ihm. Die Erlebnisse schreiben sich in sein Werk ein. Das Werk schreibt die Erlebnisse aber auch fort, schreibt sie um, oft nicht nur die eigenen, sondern Erlebnisse überhaupt, so daß wir häufig meinen, hier werde Leben geschrieben. Gundolfs goethischer Satz im Vorwort zum *Shakespeare und der deutsche Geist*,

daß wir nur am farbigen Abglanz das Leben haben,⁵

klingt plötzlich wie eine Bestätigung dieser Sicht. Auch seine Strom-Metapher läßt sich unter diesem Aspekt interpretieren:

⁵ *Friedrich Gundolf*, Shakespeare und der deutsche Geist, Berlin 1914, S. VII.

Was wirklich Tendenz gewesen, d.h. lebendige Bewegung, geht ein in den Lauf des Stromes, vermischt mit anderen Wellen, sie weiterdrängend und weitergedrängt von ihnen: nur wo der Fluß eine neue Richtung einschlägt oder wo ein neuer Zustrom (Ein-fluß!) seinen Gehalt, seine Farbe verändert – nur da sind die für seine Geschichte entscheidenden Punkte.⁶

Wir kennen die Wendung von der flüssigen Schrift, von gedängten Schriftzügen, die Schrift fließe dahin. Das Schreiben als ein Fluß aufgefaßt wäre etwas, das versiegen – eine Metapher, die, soweit ich es überblicke, bei Gundolf noch nicht vorkommt – oder bei neuem Zustrom mächtiger werden kann. Den neuen Zustrom nennt Gundolf Ein-Fluß, in unserer Sprache wäre es ein Ein-Schreiben, Hineinschreiben. Mit dem Zustrom fließt es dem Schreiben nur so aus der Feder, so daß der Augenblick kommt, wo die Fülle gebündigt werden muß. Gundolf beschreibt in *Shakespeare und der deutsche Geist* an einer Stelle Goethes ursprüngliche Situation, als für diesen der englische Dramatiker mehr bedeutete als nur ein *einzelner großer Autor*, nämlich

ein unüberschaubares Meer, in welchem er sich völlig vergaß und verlor,

dessen Werke waren nicht einfach Dramen,

sondern »die ungeheuren Bücher des Schicksals selbst, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens weht«.⁷

Goethe hatte größte Mühe, die *Allgewalt des Briten* zu überwinden, wobei ihm der *Hamlet* das wichtigste Stück war. Es hat sich auch ganz in den *Wilhelm Meister* eingeschrieben. Die Reden über Hamlet, erklärt Gundolf, dürfe man

nicht ausserhalb des Romans betrachten als eine selbständige »Erklärung« des Hamlet: sie gehören zur Komposition, zur

⁶ Ebd. S. VIII.

⁷ Ebd. S. 316.

Handlung und sind durchaus abgestimmt und bezogen auf ihre Umgebung, – ja es ist fraglich, ob sie Goethes absolute Meinung über den Hamlet darstellen.⁸

In Goethe schreibt sich der *Hamlet* gleichsam in anderen Worten fort, so daß wir nicht sagen können und dürfen, ob es *Goethes absolute Meinung* ist oder es nur Goethes Leben in Shakespeare, in *Hamlet spiegelt; nur am farbigen Abglanz* haben wir das Leben! In *Wilhelm Meisters Lehrjahren* sind nach Gundolf

Hamlet und die übrigen Figuren gewissermaßen abwesende Mithandehnde [...], eine zweite Schicht von Charakteren zu denen die Hauptpersonen in Bezug treten. Sie sind ähnlich benutzt, d.h. zu einer ähnlichen Wirkung wie sie Shakespeare durch sein Schauspiel im Schauspiel erzielt: Vertiefung des Raums und der Perspektive. Sie werden also nicht besprochen in ihrem Verhältnis zum Dichter, wie man bisher in Deutschland dichterische Gestalten immer betrachtet hatte, als Mache oder als Schöpfung, sondern ganz als selbständig lebendige vom Schöpfer losgelöste Charaktere, und ihre Handlungen und Schicksale werden erklärt und motiviert wie tatsächliche Vorfälle. Dies ist das prinzipiell Neue in der Hamlet=erklärung Goethes: das erstmal wird ein Werk Shakespeares als absolute, in sich ruhende Schöpfung, als Wirklichkeit betrachtet, seine Gestalten als wirkliche Menschen ohne Rücksicht auf das Dichtungsprinzip welches sie vertreten, geschweige auf Regeln welche durch diese Dichtungen geschaffen, gesprengt oder verletzt werden.⁹

Das Geschriebene ist das Wirkliche, aber die Form, in die es gegossen ist, verliert für den Fortschreibenden an Bedeutung, denn es geht ihm nicht um eine Interpretation des Ganzen oder dessen Umschreibung, sondern indem er in der Welt Shakespeares, insbesondere im *Hamlet* lebt, d.h. aus seinem eigenen Schreiben heraus lebt, findet diese Welt in sein Schaffen Eintritt, so daß die Figuren des *Wil-*

helm Meisters zu denen im *Hamlet* in Beziehung treten, wobei Wilhelm Meister sich nicht unbedingt als ein Hamlet verstehen muß, sondern es kann auch bedeuten, daß uns Hamlet als ein Wilhelm Meister erscheint, aber vor allem hat Shakespeare an seiner Bildung, seinem Werden teil, so wie er auch an Goethes Bildung und Werden teil hatte.

Gundolfs Buch *Shakespeare und der deutsche Geist* kann man auch als eine Darstellung interpretieren, wie man in Deutschland durch und in Shakespeare dichterisch schreiben lernte.¹⁰ Es war kein leichter Weg, denn es handelte sich ja um einen *deutschen* Shakespeare. So fragt sich Gundolf, warum die Nachahmung Shakespeares Goethe im *Götz* zu epischer Breite verführt habe.

Herderisch war diese Anschauung gerade nicht, geschweige denn Lessingisch. Herder sah doch in dem Briten gerade den grossen Kondensator, Abbreviator.¹¹

Schuld daran war, wie Gundolf erkennt, die

Wielandische Übersetzung, die unbewusst die Vorstellung von Shakespeare erweckt hatte, er sei der grosse Dichter *der sich gehen lasse*. Die Prosa Wielands flösste unwillkürlich das Gefühl einer Lässlichkeit ein, wie es Shakespeare in Versen, wenn auch noch so schlecht übersetzt, niemals konnte. [...] Die Prosa die ohne Bindung laufen liess was an Einfällen, Ausrufen, Bildern, Wortspielen, Sprüchen bei Shakespeare vorkam, ungezungenen und vor allem unverdichtet, ungenannt, ungegliedert, konnte auch der grössten Wörtlichkeit, geschweige denn bei der Wielandischen Bequemlichkeit, wohl von Shakespeares Reichtum, Fülle und Breite einen Begriff geben, aber nicht von dem Wesentlicheren: seiner Konzentrationskraft, seiner Fähigkeit die grössten Massen in

⁸ Ebd. S. 317.

⁹ Ebd. S. 317 f.

¹⁰ Die Bedeutung dieses Buches zeigt *Rudolf Sühnel* in seiner ausführlichen Studie „Gundolfs Shakespeare. Rezeption – Übertragung – Deutung“ auf; in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, hrsg. von Rainer Grunert und Arthur Henkel, 75. Bd., Heidelberg 1981, S. 245-274.

¹¹ *Friedrich Gundolf*, Shakespeare und der deutsche Geist, a.a.O., S. 233.

den kleinsten Raum zu drängen, von seiner gepressten Intensität, seiner straffen Gliederung, seiner Bändigung des Ungefügen und seiner dichten Spannung. Das alles gab sein Vers schon dem blossen Gefühl, nicht erst dem nachdenkenden Kunstgeschmack, während die Prosa das Gefühl in falscher Richtung instruierte.¹²

Die Folge war, konstatiert Gundolf, daß *Goethes kühne Bildlichkeit* durch das *Zurückgehen auf die Sprache der Lutherbibel mehr gefördert* wurde als durch *Shakespeares Tropik*.¹³

Es brauchte noch große Umwege, bis Shakespeare die deutsche Dichtung zu ihrer Größe, vor allem in Goethe verkörpert, verhalf. Diese Größe war natürlich nur dadurch möglich, meint Gundolf, weil Goethe ein Dichter war, der ganz aus einer eigenen Mitte heraus zu schreiben verstand.

Gundolf nennt die Mitte auch individuelles Leben, das er vom privaten abgrenzt. So kann er dialektisch formulieren, von Shakespeares und Dantes individuellen Leben wüßten wir mehr als von dem Schillers,

weil es ihnen ganz Gestalt geworden, während es diesem vielfach Trümmer geblieben ist.

Die Tatsache, daß es von ihm mehr private Zeugnisse gibt als von den beiden anderen, spiele keine Rolle, denn

Hundert überlieferte Handlungen sagen nicht soviel über das Wesen eines Menschen aus wie eine einzige Gebärde. Das Wie offenbart, nicht das Was.¹⁴

Der aus einer eigenen Mitte heraus Schaffende wird das Private stets zu verbergen, ja sogar zu vernichten suchen. Sein Wollen sei die Gestaltung des Individuellen.

¹² Ebd. S. 234.

¹³ Ebd. S. 235.

¹⁴ Friedrich Gundolf, Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte, ausgewählt und hrsg. von Victor A. Schmitz und Fritz Martini, Heidelberg 1980, S. 99.

Nach Gundolf haben dies nur wenige vermocht: Shakespeare, Dante, Goethe, Hölderlin, Nietzsche und vor allem Stefan George. Die meisten Schreibenden verfügen bzw. verfügten nicht über die notwendigen *Ureigenschaften* bzw. *Urtriebe*, wie sie etwa Goethe besaß. Diese haben im Verein mit den Urerlebnissen sein Sein als Dichter bestimmt. Allerdings habe dieses im Laufe der Zeit durch die Zunahme von Bildungserlebnissen eine Schwächung erfahren, was zu einer Verdünnung des künstlerischen Führte, wie wir es beispielsweise Gundolf zufolge im *Faust II* beobachten können. Es sei das Verhängnis gewesen, daß Goethe als ursprünglicher Mensch in einer abgeleiteten Welt, der Bildungswelt, leben mußte.

Das Aufgehen in der Bildungswelt bedeutet für Gundolf Gestaltlosigkeit, Auflösung des Ichs bis zur Unkenntlichkeit. Ein Musterbeispiel dafür bietet die deutsche Romantik. Die Schlegels, Tieck und Schelling hätten eine solche Lust am Aufnehmen gehabt, daß *eine wahre Vielfresserei daraus geworden* sei:

alles wurde angeschmeckt, Naturwissenschaften, Philosophie, alle Literaturen.

Dem verdanken wir zwar

einige beste deutsche Übersetzungen, die Wiedergeburt der deutschen Altertümer, die Naturphilosophie, die Anfänge des Indismus,¹⁵

aber von ihnen gehe vor allem eine Schaffensweise aus, bei der alles auseinanderstrebt. Sie habe nur einige wenige *dichterische und gedankliche Bruchstücke*, die wie *angespülte Trümmer vom Sturm*¹⁶ wirken, hinterlassen. Die *Unerstättigung des selbsterhlichen rastlosen Denkens* führte konsequenterweise bei denen, die *nicht rechtzeitig starben oder abbogen, in häßliche, fette Ruhe, das Untertau-*

¹⁵ Ebd. S. 90.

¹⁶ Ebd. S. 85.

chen in behäbige Frömmigkeit, die schwelgerische Betäubung. Für Gundolf bedeutet die Konversion in der Romantik *kein Versenken in Gott*, sondern einen Mißbrauch des katholischen Prinzips zur [...] Stillung und Füllung leer gewordener Seelen.

Diese Menschen hätten

Gott nichts mehr zu bringen.¹⁷

Nicht nur Friedrich Schlegel ist für Gundolf der typisch freßgieriger Romantiker, sondern auch Schelling: Er war ein böser, metallener, breiter Schwabe mit dem Temperament einer Bulldogge. Bei ihm hatte verwegener Idealismus sich mit stämmigen Kraftgefühl durchdrungen, dem nichts unerreichbar und unumfaßbar erschien. Das Umfassen war seine wahre Lust; das Entlegenste zu verknüpfen, die weitesten Geisterstriche unerbitlich zum Kreis um sich her zu biegen, Extreme zu vereinen und ganze Bündel von Wissenschaften in sich zu verkochen, schien sein Beruf. Man denkt an den rasenden Roland auf Böcklins Bild – ein ungestümer Koloß mit strotzenden Armen, zum Schlagen und Reißen bereit.¹⁸

Die Romantik stellt für Gundolf eine erste Etappe in dem seit der Renaissance und Reformation währenden Prozesses der Loslösung des Geistes vom Leib, der Verselbständigung der einzelnen Organe dar.¹⁹ Der Mensch hört auf – wie Gundolf in seinem Essay *Wesen und Beziehung*, der 1911 in dem *Jahrbuch für geistige Bewegung* erschien, ausführt –, sein *Weltbild aus seiner gesamtleiblichkeit* heraus zu gestalten, er unterwirft sich immer mehr der Willkür seines frei gewordenen Geistes.²⁰

¹⁷ Ebd. S. 90.

¹⁸ Ebd. S. 93.

¹⁹ Über Gundolfs Verhältnis zur Romantik vergleiche auch Peter Kupper, „Gundolf und die Romantik“, in: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, 75. Bd., a.a.O., S. 194-203.

²⁰ *Friedrich Gundolf*, Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte, a.a.O., S. 150.

Einst gingen

denken, wissen, handeln, schauen [...] vom Leib aus, als natürliche Funktion, wie das zeugen: es hatte keinen von aussen hereingebrachten, willkürlich gesetzten Zweck,

denn, fügt Gundolf hinzu, auch

die Inhalte des Bewusstseins werden noch genährt vom Gesamtorganismus, nicht ihm entgegengestellt.²¹

Heute habe sich alles verselbständigt. Wissen werde nur noch um des Wissens willen angehäuft. Es diene nicht wirklicher Bildung. Auch unsere Lehrbetriebe seien, schreibt er in dem genannten Essay von 1911,

von dem Wahn besessen, Wissen sei ein Endzweck, der Geist ein Gefäß um Wissen darin aufzubewahren, nicht das Wissen ein Mittel zur Ernährung des Geistes! So ist der hässliche Typus des »gebildeten« entstanden, des Connaisseur, des Anschmeckers, der »gesehen haben muss«, des Gelehrten der mit Belesenheit und Spütsinn prunkt wo sie hinpasse und wo nicht, jene ganz unechte Geselligkeit und geschwätzigkeit, die ihr Daseinsrecht aus dem unterirdischen Gedanken zieht: Kenntnisse seien Bildung. So konnten sich jetzt erst die Versuche breit machen Bildung zu erleichtern, zu popularisieren, zu verallgemeinern – wodurch die Halbbildung, schlimmer als Unbildung, wuchert, echte Bildung unmöglich wird. Denn »leicht zugängliche Bildung« ist *contradictio in adjecto*. Es liegt in Begriff und Wort »Bildung« dass sie von innen errungen, *erformt*, eben erbildet werden muss, sie setzt empfangliche und spannkraftige Organe voraus die verdauen und gestalten können: das zubereitete, verwässerte Bildungsmaterial hat gar keinen Wert. Vor der Bildung, wie vor der Kunst gilt der strenge Wahlanspruch: alles oder nichts ... beide fördern den ganzen Menschen. Jeder Mensch der ganz auch in noch so dumpfem Beruf seine Menschlichkeit ausbildet oder verbraucht, der Letzte Stallknecht ist ehrwürdiger, echter Lebendiger als der Gebildete der an allem nascht ohne von irgend etwas genährt zu werden, als der Gelehrte der alles weiss ohne menschlich gefüllt

²¹ Ebd. S. 151.

und gehoben zu sein! Die heutige allgemeine Bildung ist nicht mehr um des Menschen willen da, sondern zeugt sich parasitär weiter unter den Formen der Volksaufklärung, der Presse, der Kunstpopularisierung und wie die eselsbrücken der forcierten Erschlaffung alle heißen.²²

Das ist in Nietzscheanischem Geist formuliert. Auch Nietzsche verdammte die Vielfältigen mit ihren schlechten Verdauungsorganen, die nicht die rechte Diät einzuhalten wußten. Und von ihm stammt das Bild des Leibs, in welchem er die einzige, wenn auch nicht festgefügte Einheit, die in dieser Welt existiert, anzuerkennen scheint. Im *Zarathustra* nennt er ihn eine *grosse Vernunft*.²³ Trotz seiner komplizierten Organisation funktioniert er bewundernswert gut. Nietzsche staunt regelrecht, daß es so etwas wie den Leib gibt:

[...] man kann es nicht zu Ende bewundern, wie der menschliche Leib möglich geworden ist: wie eine solche ungeheure Vereinigung von lebenden Wesen, jedes abhängig und unterthänig und doch in gewissem Sinne wiederum beherrschend und aus eigenem Willen handelnd, als Ganzes leben, wachsen und eine Zeit lang bestehen kann [...] Die prachtvolle Zusammenbindung des vielfachsten Lebens, die Anordnung und Einordnung der höheren und niederen Thätigkeiten, der tausendfältige Gehorsam welcher kein blinder, noch weniger ein mechanischer sondern ein wählender, kluger, rücksichtsvoller, selbstwiderstrebender Gehorsam ist – dieses ganze Phänomen 'Leib' ist nach intellektuellem Maße gemessen unserem Bewußtsein, unserem 'Geist', unserem bewußten Denken, Fühlen, Wollen so überlegen, wie Algebra dem Einmalens.²⁴

Der Leib ist für Nietzsche eine Vielheit von lebendigen Wesen, die einander unter- und übergeordnet sind, sich

22 Ebd., S. 156 f. Zu Gundolts Bildungsauffassung siehe insbesondere *Ulrich Rauf's* Nachwort in dem Band: Friedrich Gundolf, Anfänge deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winckelmann, Frankfurt am Main 1992.

23 Friedrich Nietzsche, Werke. Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von C. Colli und M. Montinari, Berlin und New York 1967 ff., Bd. VI, 1, S. 35.

24 Ebd., Bd. VII, 3, S. 302 f.

verständigen und vermitteln müssen, wo Kampf, dauernder Wechsel und Absterben nichts Außergewöhnliches sind. Der Mensch als Leibwesen hat davon nur eine gewisse Ahnung, nämlich durch das Bewußtsein, dem jedoch nicht alles, d.h. nicht jede Wahrnehmung, jedes Erlebnis, jeder Gedanke zugeführt wird, sondern nur eine Auswahl, wobei es sich zumeist um im Leib (Freud würde von Unterbewußtsein sprechen) zubereitete und vereinfachte Wahrnehmungen, Erlebnisse und Gedanken handelt. Diese Auswahl ist das Ergebnis von komplizierten Verständigungen und auch Kämpfen innerhalb des Leibes, von denen wir kaum eine Vorstellung haben. Nietzsche meint, daß jedesmal eine bestimmte Instanz, ein Diktator, im Leib über die Auswahl entscheidet; diese Instanz, dieser Diktator, muß aber nicht immer die gleiche bzw. der gleiche sein. Daß sich eines der Organe, etwa der Geist oder das Bewußtsein völlig verselbständigen könnte, ist in dieser Sicht undenkbar, denn es würde den Tod des Menschen bedeuten. Nietzsche könnte nur sagen – und sagt es auch –, daß eine einseitige Belastung eines einzigen Organs zu Krankheit führen muß. Gewiß, diesen Gedanken finden wir auch bei Gundolf, wenn er beispielsweise erklärt:

Ein Mensch ist – bloss dadurch schon dass er einen Leib hat, Lebensanfang und -ende hat, Bedürfnisse und Grenzen kennt – ein Organ des wählens ... der Leib scheidet und entnimmt schon als dumpfes Organ, als instinkt, aus dem Chaos der umgebenden Welt, solange er gesund ist, was ihm baut, nährt und erhält. Krankheit ist eben jener Zustand der jene Funktion des wählens beirrt, hemmt oder zerstört.

Den darauf folgenden Satz würden wir bei Nietzsche allerdings nicht mehr finden:

Der Leib ist Kraft, nicht Materie, und der Tod ist der Sieg der Materie über die Kraft, die wählend baut.²⁵

25 Friedrich Gundolf, Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte, a.a.O., S. 164.

So antimaterialistisch dachte Nietzsche nicht. Und schon gar nicht hätte er die Parallele aufgestellt:

Was vom Leib, gilt vom Geist, dem vernunft-gewordenen Leib [...] Geist ist die Synthese aller Organe wodurch wir uns in der Welt als individuell abheben, in ihr zurechtfinden, behaupten und sie bewältigen[...].²⁶

Gundolf braucht diesen Gedanken jedoch, denn es geht ihm nicht um eine Bestimmung des Menschen überhaupt, sondern um die Frage, ob die Herausbildung eines aus einer eigenen Mitte heraus schaffenden Individuums im Zeitalter der Massenkultur, des Fortschrittikults, des Siegs der Technik über die Natur noch möglich ist, und welche Katastrophe der Menschheit in Zukunft drohe. Gundolf zweifelt,

ob der Mensch noch stark genug sein wird sich von seinen Mitteln wieder zu befreien, ob nach hundert weiteren Jahren gesteigerter Technik, d.h. nach Vernichtung aller organischen Keime, nach Ausrottung der Wälder, nach Entfruchtung aller natürlichen Fruchtbarkeiten überhaupt noch etwas vorhanden sein kann was den Namen Mensch verdient: jedenfalls wird er den wahn Freiheit oder gar Herrschaft über die Natur sich dann gründlich abgewöhnen.²⁷

Noch in den siebziger Jahren hätte man diese Sicht aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg als gewöhnlichen Kulturpessimismus, der damals ja recht verbreitet war, abgetan. Heute erhalten die Worte Gundolfs neue Bedeutungen. Aber, wird mancher fragen, hat seine Verteidigung des Geistes, hat der Begriff der Aristokratie des Geistes einen Sinn? Für viele nicht. Für mich hatte er einen und hat er ihn immer noch, denn was konnte man in Volkspolen der Dürftigkeit des Denkens und Lebens entgegenhalten? Die Kultur, den Geist, die eigene Integrität, die Betonung, daß

nicht alles materiell bedingt ist, es geistige Wert gibt, die es zu verteidigen sich lohnt – all das bekam einen Sinn für sich. Man erkannte es daran, daß die Machthaber eine solche Einstellung hatten. Sie bekämpften sie mit allen möglichen Mitteln, mit süßen Angeboten und schrecklichen Drohungen. Wenn man auf jene nicht einging, ließen sie diese stufenweise Wirklichkeit werden. So verstand ich, daß sich diejenigen, die den Aristokraten des Geistes vorhielten, sie würden mit ihrer Einstellung gegen die Intelligenz-feindlichen Machthaber nichts ausrichten können, an die falsche Adresse gewandt hatten, denn gerade die Machthaber waren von einem irrationalen Haß gegen Kultur, Geist und integrale Persönlichkeiten durchdrungen, obwohl sie wußten bzw. wissen, wie ohnmächtig all jene sind, die die Sache des Geistes auf irgendeine Weise zu vertreten suchen. Leider haben die Machthaber größere Erfolge davongetragen, als so mancher in seinen pessimistischsten Vorstellungen annahm. Die intellektuelle Szene in den ehemaligen sozialistischen Staaten kann ich nur mit dem katastrophalen Zustand der Altbauten vergleichen. Der Unterschied ist jedoch, daß sich Gebäude relativ schnell errichten lassen, wenn nur Kapital vorhanden ist, während der Verlust geistiger Kapazitäten fast wie ein endgültiger erscheint. Eine Mentalität hat gesiegt, die einen Gundolf nicht mehr zulassen würde.

²⁶ Ebd. S. 164 f.

²⁷ Ebd. S. 155.